

XXVII.

R e v u e

ausländischer Schriften

über

Siebenbürgen und seine Bewohner.

2

Gleicher Weise folgten auch die Karatchai's unter der Führung ihres Wali's Fojam — Cherim — Chowali der Expedition. Alle waren sehr nett nach Art der Tcherkessen gekleidet, deren Tracht nicht nur alle Bewohner des Caucasus, sondern auch die regulären Kosaken angenommen haben. Sie sind vortreffliche Reiter und lenken die Pferde mit großer Gewandtheit, ja sogar mit Unmuth; alle sind flinke und ausgezeichnete Schützen.

Dieses Volk zeichnet sich aus durch seine gute Haltung, seine ausdrucksvolle Physiognomie, durch schöne Gesichtszüge und einem schlanken Wuchs. Ich habe bemerkt, daß in dieser Hinsicht keine Nation den Ungarn so sehr gleicht, als die der Karatchai's und die der Duguren, welche ich später jenseits des Natshik gesehen habe, und von denen nachher die Rede sein wird. Sie sprechen tartarisch und sind Mahomedaner, in der Befolgung der Grundsätze ihrer Religion aber, die Fasten aus-

genommen, sehr lau. Meiner Meinung nach würde es nicht schwer sein Profelyten unter ihnen zu machen.

Wir verlassen hier unsern Reisenden und treffen ihn wieder am Fuße des Elbruz, welchen der 63jährige Greis in Gesellschaft Murza-Chouls ersteigt. „Murza-Choul — erzählt er, führte den Zug, hinter ihm ging der General und diesem folgte ich, auf meinen Säbel gestützt. Bei jedem zehnten Schritte mußten wir Halt machen, um Athem zu schöpfen. Haide, Magyar, haide, d. i. vorwärts, Magyar, Muth! rief uns der lebenswürdige Alte von Zeit zu Zeit zu, um uns zu ermutigen. Mit Nachdruck setzte er hinzu: Kardache (mein Bruder) vergiß nicht, daß die Magyaren nie zurückgeblieben sind.

Die Expedition wandte sich darauf gegen das von den Abazen besetzte Land, nordwestlich vom Caucasus. Man lagerte sich an den Ufern des Kuban und veranstaltete Nachforschungen, welche Besde ausführlich erzählt. Der Major, welcher eine nahe gelegene Verschanzung bewachte — fährt der Verf. fort — ein geborner Escherkesse versicherte uns, daß er im Hause seines Vaters erzählen gehört habe, vor Zeiten hätten die Magyaren oder Ungaren im Caucasus geherrscht, und diese Sage sei überall unter den Gebirgsbewohnern verbreitet.

An den Ufern des Tarkatche, wo die Expedition später ihr Lager aufschlug, besuchte sie ein Häuptling der Nogaischen Tartaren Beslin Laganow. Er erzählte unsern Reisenden bezüglich auf die Magyaren das nämliche, was die Ugdenen so oft wiederholt hatten. Die caucasischen Volksstämme, sagte er, seien fest davon überzeugt, daß sie alle von den Magyaren abstammten, welche ehemals die Herren dieses Landes gewesen seien und er selber rühme sich von einer Familie dieses Ursprunges abzustammen. Er setzte hinzu, daß sich das Gerücht verbreitet habe, ein Magyare sei in den Kaukasus gekommen, um seine Brüder (dies waren seine eignen Worte) zu besuchen und daß diese Nachricht ihnen viel Vergnügen gemacht habe.

Bei einer andern Gelegenheit besuchte Besde H. Pettersen von der schottischen Mission in Kuras. H. Pettersen war der Ansicht, die Kuratchai's, die Bulkaren, Bizingher u. s. m. seien

Nachkommen der Magyaren und erzählte ihm eine märchenhafte Sage über die berühmte Stadt Magyari.

In Tiflis endlich setzte sich Besde in Verbindung mit einigen Gesandten der Uvaren und Lesghier. Sie erzählten ihm, man kenne die Heimat der Magyaren sehr genau. Sie hätten die caucasischen Gebirge bewohnt und es sei eine allgemein bekannte Sage, daß sie einst die Herren des ganzen caucasischen Gebietes zwischen dem schwarzen und dem caucasischen Meere gewesen seien.

Wir schließen hier die Auszüge Degerando's aus der Reisebeschreibung des gelehrten ungarischen Forschers und verweisen die Leser auf das unsers Wissens im Vaterlande wenig bekannte Werk, welches nach Degerando's Bericht besonders im 24. Kapitel diesen interessanten Gegenstand weiter verfolgt und ausführlich über die Duguren, einen der fünf magyarischen Stämme spricht.

In dem letzten Anhange seiner Abhandlung hat Degerando dem unermüdeten und kühnen siebenbürgischen Reisenden **Csoma de Körös** durch die Mittheilung der Nachrichten über die letzten Schicksale desselben ein wohlverdientes Denkmal gesetzt. Baron Hügel hatte sie damals in dem österreichischen Beobachter mitgetheilt, aus welchem sie die ungarischen Blätter aufnahmen und ergänzten. Wir hoffen nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir diese Nachrichten von dem ephemeren Gebiete der Tagesblätter in eine Zeitschrift, welcher ein Name, wie jener unsers ausgezeichneten Reisenden durchaus nicht fremd bleiben darf, verpflanzen.

„Dardjilling, wo **Csoma de Körös** starb, ist eine wenig bekannte Stadt in dem Gebiete von Sikkim, welches in den südlichen Thälern des Himalaya liegt. Das Land ist beiläufig 8 deutsche Meilen lang und 12 Meilen breit. Es liegt zwischen Bengalen, Nepaul, dem Boutan und gränzt im Norden an Tibet, von dem es durch die Gebirge von Khawa Karpola getrennt ist und hat nur zwei Städte: Sikkim und Dardjilling. Der größte Theil der Einwohner bekennt sich zur buddhistischen Religion. Der König, in der Sprache des Landes Gielpo ge-

nannt, hat seinen Sitz in Sikkim und hat sich unter englischen Schutz gestellt. In den Kriegen, welche England in Nepaul von 1814 bis 1816 führte, war der König von Sikkim sein treuer Bundesgenosse, und das Reich des Sielpo wurde in der Hoffnung, Nepaul leichter zu unterjochen, vergrößert. Seither ist Sikkim in ununterbrochener Verbindung mit der englischen Regierung, in Ostindien. Ebenso steht das Land auch mit Cassa im Verkehr, wo ein chinesischer Gouverneur seinen Sitz hat, Gesandtschaften, welche England sehr gut zu benützen versteht, gehen häufig aus einem Land in das andere.

Während des Krieges mit China lag es im Interesse der Engländer die Bande, welche Sikkim mit ihrem Reiche verknüpften, noch mehr zu befestigen. Aus diesem Grunde schickten sie einen Agenten und eine kleine Besatzung nach Dardjilling. Dieser Agent, Campbell genannt, war Zeuge von Csoma's Tode und erwies ihm die letzte Ehre. Cs. kam am 24. März in Dardjilling an; seine Absicht war so lange daselbst zu verweilen, bis er dem Sielpo von Sikkim vorgestellt sein würde, durch dessen Empfehlung er nach Cassa zu gelangen hoffte. Er rechnete darauf in jener Stadt wichtige Werke zu finden, welche ihm werthvolle Aufschlüsse über den Ursprung der Ungaren gäben. Dieses Ziel, welches er sein ganzes Leben hindurch verfolgt hatte und um dessentwillen er sein Vaterland verlassen hatte, beschäftigte seine Gedanken beständig. Er hoffte, die Verwandtschaft der Sprachen werde ihm in der Entdeckung des ursprünglichen Vaterlandes seiner Nation behilflich sein.

Einen großen Theil seines Lebens hatte Csoma dem Studium der tibetanischen Sprache gewidmet, weil er in ihren Chroniken einige Aufklärungen über die Abkunft der Ungaren zu finden hoffte. Was ihn in seiner Hypothese bestärkte, war der Umstand, daß er mehre tibetanische Wörter fand, welche Aehnlichkeit mit ungarischen Wörtern hatten. Mit Recht glaubte er in Cassa, der Hauptstadt von Tibet und der Heimath des Lama, den Herd der Wissenschaft dieses Landes zu finden, von welcher er in Ladak und in Kaman nur Bruchstücke gesehen hatte. H. Campbell, welchem Csoma seinen Plan mittheilte, hoffte, wenn

er unsern Reisenden, der sich niemals in politische oder religiöse Händel gemischt hatte, dem Gielpo vorstelle, so werde es ihm leicht werden zum Ziele seiner Anstrengungen zu kommen. Er schickte daher den Walki oder Minister des Gielpo zu Csoma nach Dardjilling, damit dieser sich von den Kenntnissen des ungarischen Reisenden überzeuge und seine Absichten kennen lerne. Der Walki, der selbst sehr gelehrt war, stattete seinen Besuch bei Csoma ab, war sehr erstaunt über seine vollkommene Kenntniß der tibetanischen Sprache und bewunderte vorzüglich die Kenntnisse, welche er sich in der Literatur und der Religion des Landes erworben hatte. H. Campbell machte überdies den Minister mit Csoma's Leben bekannt und überzeugte ihn, daß der Gielpo keinen Grund habe, den Besuch eines Mannes zu fürchten, dessen Reise einen wissenschaftlichen Zweck habe und der außerdem auch kein Engländer sei; er setzte hinzu, der Gouverneur von Indien werde ihm sehr verpflichtet sein, weil er sich für die Unternehmung des Reisenden interessire.

Unter diesen Umständen wünschte Csoma so lange in Dardjilling zu bleiben, bis er von dem Gielpo eine günstige Antwort erhalten. Er sprach mit H. Campbell oft von der Zukunft und sagte ihm, alle seine Wünsche seien erreicht, wenn er bis nach Lassa kommen könne. Man kann behaupten, daß die letzten Tage seines Lebens seine glücklichsten Tage gewesen sind.

Am 6. April besuchte ihn H. Campbell. Er war schon krank, weigerte sich aber Arznei zu nehmen, indem er versicherte, er habe in Indien mehrmals das Fieber gehabt und sich immer mit Rhabarbar geheilt. Auf H. Campbell's Bitten versprach er am folgenden Tage etwas gebrauchen zu wollen, wenn er sich nicht besser fühle. Für heute, meinte er, sei es zu spät, weil die Sonne untergehe. Tags darauf fand ihn H. Campbell besser. Allein die Besserung dauerte nicht lang; die Symptome des Uebels zeigten sich bald wieder. Nur drastische Mittel vermögen in diesem Klima das Fieber zu heben, und gelingt dieses nicht, so ist der dritte Anfall tödtlich. Noch immer weigerte sich Csoma hartnäckig Medicin zu nehmen. Am 9. April brachte H. Campbell

den Doktor Griffith zu ihm, allein die Krankheit war so heftig, daß er delirirte. Nur mit Mühe konnte man ihm in diesem Zustande etwas Arznei beibringen. Am 10. wiederholte sich das und rieb alle Kräfte des Kranken auf; er starb am 11. April 1842 5 Uhr in der Frühe. Seine durch 20 Jahre fortgesetzte Lebensart hatte ihn so sehr geschwächt und mager gemacht, daß er außer Stande war die Krankheit zu überwinden.

Die sterblichen Ueberreste unsers Csoma wurden am 12. April 8 Uhr Morgens in Begleitung aller Engländer auf dem Gottesacker von Dardjilling bestattet. Und so ruht denn unser berühmter Landsmann, welchen der Tod im 57. Lebensjahre ereilte, in einer kleinen Stadt von Ostindien, welche ebenso wenig bekannt ist, als sein Geburtsort, Körös, ein Dorf in Haromszék.

Csoma's Nachlaß besteht in vier Kisten mit Büchern und Handschriften, einem altmodischen Rock, welchen er immer trug, und in welchem er starb, einigen Hemden und einem kupfernen Küchengefäß. Außerdem hinterließ er 5000 Rupien in Staatspapieren, 3000 Rupien in Bankbillets, 240 Rupien in verschiedenen Münzsorten und 84 Ducaten, welche in seinem Gürtel eingenäht waren. Csoma hatte nicht Mangel an Geld, Dank sei es dem Kaiser von Oesterreich und den beiden Ständetafeln von Ungarn, welche ihn in seinen wissenschaftlichen Forschungen unterstützten. Als Csoma bei dem Beginn des Fiebers von Calcutta abreiste, vermachte er der asiatischen Gesellschaft jener Stadt 5000 Rupien für den Fall, daß er nicht mehr aus Tibet zurückkomme. Diese Summe ist für einen wissenschaftlichen Zweck bestimmt.

Csoma's Lebensweise war sehr einfach. Seine Nahrung bestand in Thee, welchen er sehr liebte und in einem Gericht von Reis, wovon er nur wenig aß. Eine Strohmatten diente ihm als Bett, als Tafel und als Arbeitstisch. Er schlief immer angekleidet und verließ seine Wohnung nur selten. Nie trank er Wein, oder andere geistige Getränke, und rauchte weder Tabak noch Opium.

Der Freiherr v. Hügel war in Calcutta oft mit Csoma

zusammen. Mit Bewunderung bemerkte er, daß unser Reisende niemals von den Entbehrungen sprach, welche er auf seiner Pilgerfahrt in Asien erduldet habe. Indessen machte er in den häufigen Unterredungen, welche sie führten, die Bemerkung, daß ihm das Leben ebenso theuer war, wie andern Menschen, welche sich in gefahrvolle Unternehmungen einlassen. Die Entdeckung, daß die tibetanische Sprache mit dem Sanscrit verwandt sei, hatte seinen Entschluß gereift. Daher hatte er so viele Jahre an den Grenzen von Tibet ferne von jedem Umgang mit Menschen, in einem Kloster eingeschlossen und dem Elend preisgegeben gelebt, um ein verderbtes Sanscrit, oder vielmehr eine Mundart dieser Sprache zu erlernen. Wir müssen hier bemerken, daß er 11 Jahre in einem Kloster von Kaman zugebracht hatte; seine Wohnung war eine Zelle von 9 Quadratschuh, und obgleich die Temperatur ein Drittel des Jahres hindurch 15 Grad unter Null stand, so las und schrieb er beständig ohne Feuer. Er schlief auf der Diele der Zelle, nur durch ihre Mauern gegen die Kälte geschützt. Da er, wie wir bereits gesagt haben, einige Aehnlichkeit zwischen dieser Sprache und der ungarischen entdeckt hatte, so hoffte er die Lösung dieses Problems, welche er sein Lebenlang gesucht hatte, in Lassa zu finden. Als Campbell zum letzten Male mit ihm über diesen Gegenstand sprach, eröffnete er ihm sein Herz, theilte ihm seine Ansichten mit u. s. w.

Diese Energie — fährt Degerando fort — diese Ausdauer in der Verfolgung eines Zieles verdient unsere Bewunderung. Um aber das Bild Csoma's zu vollenden, will ich noch einen Zug erzählen, welchen mir der Mann erzählt hat, der am besten darüber unterrichtet war. Csoma hatte seine Heimat verlassen, um die große Reise anzutreten und stand im Begriffe Siebenbürgen zu verlassen, als er bei einem Magnaten, der nahe an der Grenze wohnt, einsprach. Im Moment der Abreise fragte man ihn natürlich, wohin er gehe? — Nach Asien — gab er zur Antwort. — Wie meinen Sie das? fragte der Hausherr, der bei dem Anblicke eines jungen Mannes in kurzer Jacke mit einem Felleisen auf dem Rücken glaubte, es sei von einem benachbarten Thale die Rede. Wo ist denn Asien? — Nun —

jenseits des Ural. — Wie? Sie gehen also wirklich nach Asien? Allerdings. — Was wollen Sie denn dort machen? — Mein Zweck ist die Wiege unserer Nation aufzusuchen. — Ein schöner Plan, ohne Zweifel. Natürlich interessiert sich ganz Ungarn dafür. H. v. Humboldt wird bald nach Asien reisen; meine Freunde werden es von ihm erlangen, daß er Sie mitnimmt. — Ich danke. Da müßte ich noch warten und ich bin schon unter Wegs. Ich werde allein gehen. — Kennen Sie die orientalischen Sprachen? — Nein, aber ich will sie lernen. — Vermuthlich verstehen Sie also einige europäische Sprachen. Das Englische wird Ihnen in Indien unentbehrlich sein. — Ich kenne diese Sprache nicht, aber ich werde sie lernen. — Haben Sie wenigstens einige Belehrungen über den Weg, den sie einschlagen müssen? Haben Sie Empfehlungsschreiben? — Gar keine. — Und gleichwohl treten Sie Ihre Reise so unerschrocken an, obgleich Sie die Hindernisse kennen, welche Sie erwarten? — Ich werde suchen und finden. Diese Hindernisse mögen für einen Andern unübersteiglich sein; mein Entschluß steht fest.

Walachische Mährchen, herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'schen Verlag. 1845. 8.

Walachische Mährchen in einer fernen Ecke von Deutschland herausgegeben und von einem Gelehrten commentirt, der seine Tüchtigkeit in ethnographischen und ethnologischen Untersuchungen ein Wort mitzusprechen durch sein Werk über die deutschen Kolonien in Piemont rühmlich bewährt hat. Gestehe ich es: die Erscheinung hat etwas Befremdendes, zugleich aber auch vielleicht etwas Beschämendes in sich. Die Befremdung ver-

schwindet, sobald wir aus dem Vorwort erfahren, daß Arthur Schott 6 Jahre lang im östlichen Lande als Landwirth gelebt, während dieser Zeit die walachische Sprache erlernt und den Umgang mit Walachen zur Erforschung ihres Volkslebens und ihres Volksgeistes benützt hat. Die Ergebnisse seiner fleißigen und geregelten Forschung sind es, welche Arthur's gelehrter Bruder Albert in dem vorliegenden Werke kritisch bearbeitet und gebildeten Lesern mitgetheilt hat.

Was aber den leisen Vorwurf betrifft, welcher in jedem Beitrage, welchen das ferne Ausland zur Kunde Siebenbürgens liefert, für diejenigen liegt, welche mitten in diesem Lande leben und nicht nur die nächste Befähigung, sondern auch die unmittelbarste Pflicht haben, dasselbe nach allen Seiten und Beziehungen seines reichen und vielgestaltigen Lebens zu ergünden und zu beleuchten, so können wir unmöglich den Wunsch ausdrücken, daß die steigende Theilnahme des Auslandes an unserer Heimat unserer eignen erwachenden literarischen Thätigkeit Ziel und Richtung weise und ihr als Sporn dienen möge. Wir bestreben uns auf dem Boden der materiellen Interessen den Ausströmen des Geldes aus dem Vaterlande Schranken zu setzen und den siebenbürgischen Handel activ zu machen; wie sehr ist es zu wünschen, daß wir in ähnlichem Bestreben auf dem Gebiete des Wissens die Rohstoffe — wofern diese Vergleichung erlaubt ist — mit der eignen Feder verarbeiten und dem Auslande selbst anbieten, was es von uns zu erwarten berechtigt ist.

Kein Zweifel, daß unter den Gegenständen vaterländischer Forschung, womit wir ebenso reichlich gesegnet sind, wie mit Schätzen der Nation, das walachische Volksthum eine der ersten Plätze verdient. Die niedere Stufe von Bildung, auf welcher sich die große Masse der Walachen befindet, mag vielleicht dazu beitragen, den Untersuchungen über dieselben den Schein einer gewissen Bedeutungslosigkeit zu geben, und die ungegründeten Annahmen, mit welcher einige Leiter dieses Volkes, zumal in der jüngsten Zeit in dem Namen ursprünglicher Rechte aufgetreten sind, auf das Interesse der Wissenschaft an ihrem Volksthum schädlich einwirken. Wir wollen weder eins, noch das

andere untersuchen; gesetzt aber, dies wäre wirklich der Fall, was hat denn der Kulturstand eines Volkes mit seinem wissenschaftlichen Werthe zu thun, und wie ungerecht wäre es wohl politische Antipathien auf einen Boden zu verpflanzen, von welchem sie ferne gehalten werden sollen? Das walachische Volksthum ist, wie uns schon die flüchtigste und oberflächlichste Beschauung desselben überzeugt, die Ruine eines untergegangnen Baues, dessen Bauherren wir nicht kennen, ein Räthsel, dessen Auflösung uns zur Zeit noch fremd ist. Die urkundliche Geschichte desselben verläßt uns gerade da, wo sie das Interesse des Forschers angeregt hat, und alle Hypothesen, welche bisher aufgestellt worden sind, um die vorhandne Lücke in der europäischen Völkergeschichte zu ergänzen, trifft der Vorwurf die Festigkeit des Grundes, auf welchem sie gestellt worden sind, gar nicht gehörig untersucht, und daher auf vorgefaßte und überlieferte Meinungen ein unverhältnißmäßig großes Gewicht gelegt zu haben. Gewiß scheint es aber zu sein, daß die Urgeschichte des untern Donaugebietes und unsers eigenen Landes so lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, als wir mit der Genealogie des walachischen Volkes, welches sehr frühzeitig in derselben auftritt, nicht im Reinen sind, und Alles deutet darauf hin, daß anderseits der verlorne Faden, der uns aus dem Labyrinth heraushelfen soll, in welcher Geschichte und Hypothesensucht hineingeführt haben, nicht verloren ist, sondern in dem Innern des räthselhaften Volksthumes selbst gesucht werden muß. Das deutsche Ausland ahnt, wie unter andern auch das Wortwort der gelehrten Herausgeber dieser Märchensammlung beweist, die hohe geschichtliche Bedeutung der walachischen Frage; an uns aber, glauben wir, ist dieses interessante Volksthum wissenschaftlich zu erforschen und auszubeuten, und wenn wir auch selbst auf unserm isolirten Standpunkte uns die Lösung des Problems über den Ursprung der Walachen und über ihren verwandtschaftlichen Zusammenhang mit andern Völkern nicht zutrauen, doch wenigstens das Verdienst der Herbeischaffung des Materials und der Daten dazu nicht aus den Händen zu geben. In der Mitte dieses Volksthums stehend, haben wir unstreitig

nicht nur den natürlichsten Anspruch darauf, sondern es wird uns auch am leichtesten diesen Anspruch geltend zu machen.

Wir wenden uns nach dieser Abschweifung zu einer kritischen Besprechung des vor uns liegenden Werkes. Die interessante Einleitung erörtert zunächst die äußern Schicksale, das Christenthum und das Sprachgebiet der Walachen und verbreitet sich dann über die Bestandtheile und den Ursprung des Walachischen und über die Ausbildung desselben zur Schriftsprache. Es folgen darauf Bemerkungen über die Mundarten, die Tracht, die Bauart, Gemüthsart und Lebensweise der Walachen im Banat und endlich eine Nachweisung der Quellen, aus welchen Arthur Schott die Märchen geschöpft hat.

Wir übergehen die unsern Lesern bekannte, aus Engel u. a. m. geschöpfte Daten über die äußere Geschichte und das Sprachgebiet des walachischen Volksstammes, und begnügen uns auf die Nachrichten, welche die Verfasser aus Fallmerayers Fragmenten aus dem Orient über die thessalischen Walachen mitgetheilt haben, aufmerksam zu machen. Diese haben ihren Hauptsitz auf dem Kamm und an den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellschluchten des Pennios und seiner Nebenflüsse, wo die byzantinische Geschichte des 11. Jahrhunderts ihrer zum ersten Male gedenkt. Sie hüten und beherrschen die Thore zwischen Thessalien und Albanien und Mezzowo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig 1000 Häusern, auf dem Scheidekamm zwischen den in entgegengesetzter Richtung hinabsteigenden Passengen kann als Hauptort der thessalischen Walachen gelten. Malacassi, Lesiniza, Kalavites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pencioschluchten gehören ebenfalls diesem Volk, das sich wegen der rauhen Lüfte seiner Heimat nur spärlich mit Ackerbau beschäftigt, aber mit desto größerem Erfolg Viehzucht und Alpenwirthschaft im großen Styl treibt und durch den Reichthum seiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Denn zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes selbst bis ins freie Griechenland hinein nomadisch abgeweidet, bis der wiederkehrende

Frühling die schwarzen Zeltländer der wandernden Wlachischäfer zurück auf die Alpen treibt. An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Industrie sind die Wlachen den griechisch redenden Bewohnern jener Gegenden ebenso weit überlegen, als sie an Geschliffenheit der Sitten, an Geist und Piffigkeit im Allgemeinen hinter den Gräko-Slaven zurückstehen. Indessen haben diese einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geschick in Metallarbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüstungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkstätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen *Capo greco* und *Marinaeo* in den Seestädten des Mittelmeeres wohlbekannten wasserdichten Kapuzmäntel dem größten Theil nach, als ein Erzeugniß wlachischer Wollindustrie zu betrachten sind. Wlachische Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäischen Türkei und sogar nach Ungarn und Oesterreich treibt sie die Liebe zum Gewinn. Daß sie aber auch das Geschäft im Großen verstehen, beweist der reiche Cina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgeannten Orte im Pindus ist. Aus diesem Wanderleben erklärt sich die allgemeine Vertrautheit der wlachischen Männer mit der neugriechischen Redeweise, der sie jetzt auch kirchlich angehören, und die bekanntlich als gemeinsames Verständigungs- und Bindemittel der verschiedenartigen Volksstämme zu beiden Seiten des ägäischen Meeres dient. Die Weiber dagegen verstehen in vielen Dörfern nur das Wlachische, wie sie auf Hydra früher nur das Albanesische verstanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt, kann auch der Wlache im fernsten Lande seine Heimat nicht vergessen, und sehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück, um in gleicher Erde mit seinen Vätern zu ruhen.

In der Beurtheilung der walachischen Sprache sind die Ansichten der Gelehrten bekanntlich getheilt. Daß sie eine Mengsprache sei, ist zwar ziemlich allgemein anerkannt; ist dagegen von ihrem Ursprung die Rede, so entscheiden die Einen sich für lateinische, die Andern für slavische Abkunft derselben. Albert

Schott huldigt der erstern Ansicht und beruft sich dafür theils überhaupt auf die Masse von lateinischen Wörtern in derselben, theils aber darauf, daß gerade die wichtigsten Begriffe des täglichen Lebens lateinische Bezeichnungen haben. Eine historische Rechtfertigung dieser Ansicht findet er theils in der Thatfache, daß das alte Dacien von Rom erobert und colonisirt worden sei, theils aber auch in der Maxime der römischen Staatskunst, den Besiegten die lateinische Sprache aufzunöthigen.

Daß aber der gelehrte Verfasser darum doch nicht zu denjenigen Schriftstellern gehöre, welche wie Mürgü und die Verfasser des 1828 in Ofen erschienenen walachischen Wörterbuchs, ihre Sprache für die ursprüngliche, fortdauernde und unveränderte Volkssprache der Römer erklären, aus welcher sich die lateinische Schriftsprache herausgebildet habe, bedarf kaum unserer Bemerkung; die römische Volkssprache ist nach seiner Ansicht bloß die Quelle gewesen, aus welcher sie in ihrer weitem Entwicklung und Gestaltung vielfältig getrübt und gemischt, ihren Ursprung genommen hat. Die nämliche Hypothese hat bekanntlich schon Diez in seiner geistvollen Grammatik der romanischen Sprachen aufgestellt, auf welchen daher auch unser Verf. an mehrer Stellen seines Werkes verweist.

Wir können uns mit dieser Ansicht, nach welcher die walachische Sprache zu einer Tochtersprache der lateinischen gemacht wird, ebenso wenig befreunden, als mit der darauf gebauten Genealogie des walachischen Volkes. Es wird dabei unser Bedünken ein viel zu großes Gewicht auf die materielle Seite derselben gelegt; die formelle Seite dagegen fast gar nicht berücksichtigt. Gleichwohl ist gerade der Wörternvorrath der wechselnde, veränderliche Bestandtheil einer jeden Sprache, während der Organismus ihres Baues als der feste und bleibende Kern derselben erscheint. Was aus der inwendigsten Individualität eines Volkes sich herausbildet, das geht nur mit der persönlichen Existenz desselben unter.

Wir sind überzeugt daß gerade in dieser geringen Beachtung dieser psychologisch begründeten und geschichtlich bewährten Grundsätze der Sprachphilosophie der vorzüglichste Grund davon

liegt, daß die Forschungen über den Ursprung der walachischen von dem Ziele eines genügenden Resultates zur Zeit noch so weit entfernt sind. Als eine Mengsprache muß die walachische Sprache eine Basis, eine ursprüngliche Form haben, in welche das bunte Gemenge griechischer, lateinischer, slavischer, germanischer und anderer Wörter hineingegossen worden ist. Anstatt aber, wie dies am natürlichsten scheint, um diese feste Grundlage zu finden, den Bau und den in dem Baue sich offenbarenden Geist derselben zu zergliedern und zu durchforschen, was ist bisher geschehen? Die Mehrzahl ihrer Wörter ist nach etymologischen Grundsätzen zerlegt und der Ursprung derselben nachgewiesen worden. Auf diesen Grund sind alle Systeme über die Genesis der walachischen Sprache und des walachischen Volkes gebaut.

Wörterreihen werden wie Heere gegen Wörterreihen gestellt, und die Ehre der Wahrheit und des Sieges wird mit großer Zuversicht von derjenigen Partei in Anspruch genommen, welche für ihre Hypothese die zahlreichsten Truppen aufzubringen im Stande ist.

Wir wollen die Art und Weise, in welcher bei dieser Truppenwerbung oft verfahren wird, keiner Kritik unterwerfen: das etymologische Gewissen der Forscher hat sich dabei nicht selten viel fügsamer und weiter gezeigt, als das moralische und sich manche etymologische Künsteleien und Gewaltstreiche erlaubt, welche der unbefangne Denker verwerfen muß. Dazu endlich erscheint auch in den meisten Untersuchungen über die walachische Sprache und über das walachische Volk das Endurtheil der Schriftsteller darüber nicht als das natürliche Ergebnis objectiver Gründe, sondern vielmehr als ein vorhinein erstrebter subjectiver Zweck, ein Umstand, der uns begreiflicher Weise der Gefahr der Selbsttäuschung, der Befangenheit und der Willkürlichkeit in der Wahl und Beurtheilung der Mittel aussetzt.

Auf diesem Standpunkte, von dessen Richtigkeit wir durch und durch überzeugt sind, können wir denn auch die Ansicht derjenigen nicht unterschreiben, welche die walachische Sprache für eine Tochtersprache der lateinischen erklären. Zwar sobald wir

bei dieser Bezeichnung bloß an eine auffallende, aus der Einwirkung von dieser auf jene entstandene Ähnlichkeit der beiden verglichenen Sprachen denken, kann dem walachischen Idiome das Unrecht auf eine nahe Verwandtschaft mit der Sprache Latiums unmöglich abgestritten werden: die Ähnlichkeit bleibt jedenfalls noch bedeutend, wenn gleich Murgu's und Anderer Behauptung, daß die größere Hälfte der walachischen Wörter nicht lateinisch sei, unrichtig ist und der Erklärungsgrund dieser Verwandtschaft ist in der Geschichte gegeben. Wird aber in strengerer und genauerer Fassung jenes Begriffes damit gemeint, daß die walachische Sprache auf dem Wege genetischer Entwicklung aus der lateinischen entstanden sei, so steht jedenfalls dieser Behauptung die gänzliche Verschiedenheit des Baues der beiden verglichenen Sprachen als ein unbestreitbares Hinderniß entgegen. Die lächerliche Absurdität des bereits von uns erwähnten Versuches, diesen gordischen Knoten dadurch zu zerhauen, daß man den Römern zwei Sprachen zuschrieb, ist von Kopitar schon gebührend gezeigelt worden. Wollen wir aber auch mit unserm Verfasser die walachische Sprache weder aus der lateinischen Schriftsprache genetisch ableiten, noch für die ursprüngliche und uralte Hausprache der Römer ausgeben, sondern in ihr bloß eine fortgesetzte und durch den Verkehr mit andern Volksstämmen depravirte römische *lingua rustica* erkennen; so ist unser Bedünken jenes Problem doch nicht befriedigend gelöst. Verstehen wir nämlich unter jener *lingua rustica* die lateinische Volkssprache im Gegensatz der gebildeten, wir möchten sagen hochlateinischen Literatursprache, so sprechen alle Analogien dafür, daß die Verschiedenheit beider nicht in dem Sprachbaue, sondern in der Materie derselben liegen konnte. Denken wir aber dabei an die Sprache der von den Römern unterworfenen nichtlateinischen Völkerschaften, so darf wohl die Größe und die umgestaltende Kraft des Einflusses der herrschenden lateinischen Sprache auf die Muttersprachen der Provincialen nicht geläugnet werden, ohne daß aber daraus folgt, sie seien durch jenen Einfluß im strengern Sinne des Wortes Tochtersprachen der lateinischen geworden. Trotz aller Assimilierung mit ihr waren sie gewiß, wie dies

auch die Fortbildung und gegenwärtige Gestalt der romanischen Sprachen beweist, gleich anfangs im Wesen ihres Baues von der lateinischen verschieden

Zur Bestimmung der Stammverwandtschaft, sagt der gelehrte Schaffarik (Slavische Alterthümer B. 1. S. 293) müssen alle drei Quellen: die natürliche körperliche Beschaffenheit eines Volkes, der grammatische Bau seiner Sprache (keineswegs einzelne Wörter) und die Geschichte gleichermaßen die Beweisgründe darbieten. Von der Richtigkeit dieser Ansicht fest überzeugt, ist es uns unmöglich denjenigen beizupflichten, welche das walachische Volk und die walachische Sprache in einen genetischen Zusammenhang mit dem Römerthume setzen wollen; ein wesentlicher Beweisgrund fehlt ganz; aus den geschichtlichen Thatsachen aber, auf welche man sich beruft, ist zuviel gefolgert, und auf die äußerliche Verwandtschaft der beiden Sprachen augenscheinlich eine Bedeutung gelegt worden, welche die Vertheidiger des walachischen Slaventhums mit demselben Rechte zu Gunsten ihrer Hypothese benützen können.

Indem wir uns vorbehalten, die Frage nach dem Ursprung der walachischen Sprache und des walachischen Volkes gelegentlich wieder aufzunehmen, kehren wir zu dem interessanten Werke unsers Verfassers zurück. Der erste Abschnitt desselben theilt 27 größere Märchen, der zweite 16 kleinere Stücke und der dritte endlich 28 Proben des walachischen Volksaberglaubens mit.

In dem ersten Theile des gelehrten Anhangs entwickelt Albert Schott zunächst den Unterschied der Märchen von den Sagen und seine Ansicht über den Ursprung der erstern. Wie nicht anders zu erwarten war, folgt der Verf. darin den scharfsinnigen Ideen der Gebrüder Grimm, welche zuerst gleichsam Entdeckungsreisen in dieses wundersame Reich gemacht haben. Die Märchen erscheinen ihm daher nicht als Kinder einer ungezügelter Phantasie etwa so entstanden, wie die Bilderreihen, die uns im Traume vorschweben — eine Auffassungsweise, bei welcher der zarte liebliche Zusammenhang in sehr vielen dieser Dichtungen schlechterdings unerklärbar ist, sondern als Göttersagen, welche mit unzerstörbarer Lebenskraft fortdauern und in das epi-

sche Element des Volkes getaucht aus ihrer ursprünglichen und einfachen Gestalt sich zu ewig neuen Bildungen entfalten. Das Vorkommen vieler gleicher Märchen bei den heterogensten Völkern verliert durch diese tiefkönnige Ansicht ebenso sehr alles Befremdende, als die verschiedene Einkleidung und Ausführung solcher gemeinsamen Stoffe. „Vieles der Art, bemerkt der Verf. mag in spätern Zeiten durch den Verkehr der Völker von Land zu Land gewandert sein und unterwegs die Art jedes Landes angenommen haben; gewiß aber ist auch vieles von der Urzeit her gemeinsam.“ Wie der gemeinsame Kern der Sprache, so haben die Völker gewiß auch manche Sage von ihrem gemeinsamen Stammvater geerbt; jeder Stamm aber hat sie nach seiner Art entwickelt.

Der zweite Theil des Anhangs hat die Anordnung und Deutung der mitgetheilten Märchen zum Gegenstande. Die Verwandtschaft der walachischen Märchen mit ähnlichen anderer Völker wird darin entwickelt und sehr sinnreich nachgewiesen, wie auch in ihnen die uralte und weit verbreitete Göttersage von der entführten und durch den Sonnenhelden wieder befreiten Blumenjungfrau (der Persephone der hellenischen Mythologie) durch welche das Alterthum den Wechsel zwischen Sommer und Winter sinnbildlich darstellte, in den mannigfachsten Wandlungen auftritt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1846

Band/Volume: [02](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Revue ausländischer Schriften über Siebenbürgen und seine Bewohner. 489-505](#)